

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Herr de Felice studierte die Akten zu dem Fall Leone Giuberti. Besonders schien er sich für ein kleines, blaues Schreibheft, das bei den Akten lag, zu interessieren, in dem Don Leone seine Ausgaben und Einnahmen verzeichnet hatte. Das studierte er mit großer Aufmerksamkeit, und wenn auch die Krakelfüße des alten Giuberti nicht immer die deutlichsten waren, so konnte de Felice doch vier oder fünf Namen von Personen entziffern, die am Nachmittag oder Abend vorher in dem Laden Don Leones gewesen waren und mit ihm Geschäfte gemacht hatten. Nachdem er sich in dieser Weise mehr als eine Stunde beschäftigt hatte, rief er durch die offen stehende Thür hindurch in den Nebenraum: „Herr Cardelli!“

Sofort trat aus dem Nebenzimmer ein Mann von einigen fünfzig Jahren, mit stark ergrautem Haar und, wie es schien, sehr kurzsichtig, denn er trug eine sehr scharfe Brille.

„Herr Staatsanwalt befehlen?“ fragte dieser.

„Fragen Sie mal im Wartezimmer, ob die Leute eingeliefert sind, die ich bestellt habe.“

„Sofort, Herr Staatsanwalt,“ antwortete Cardelli mit großem Respekt und ging fort. Cardelli machte einen recht sympathischen Eindruck. Er hatte von der Pike auf gedient, und obgleich kein besonders hervorragendes geistiges Licht, war er doch ein gewissenhafter, tüchtiger Beamter. Er hatte eine große Familie zu erhalten, und die Verpflichtungen, die auf ihm ruhten, machten wieder ihn selbst verläßlich, treu, brauchbar und hingebend an jede Beschäftigung, die eben seiner Befähigung entsprach. Nach einigen Minuten kam er zurück.

„Herr Staatsanwalt,“ sagte er, „es sind alle angekommen bis auf die Donna Annunziata Chieri. Donna Annunziata ist Gemüsehökerin am Pizzofalcone, wie mir der Beamte, der mit ihrer Aufsuchung beauftragt war, mitteilte. Sie ist heute in aller Frühe nach Torre del Greco gefahren, um ihre Schwiegertochter zu besuchen, die im Wochenbett liegt. Ihre Schwiegertochter ist eine gewisse Cesarina Chieri, die auf Tagelohn geht und einen ordentlichen Ruf hat. Sie —“

„Gut, gut, gut, Herr Cardelli, schreiben Sie das alles auf,“ meinte de Felice etwas ungeduldig, als ob ihm der Beamte denn doch etwas gar zu gewissenhaft, um nicht zu sagen langweilig, wäre. „Lassen Sie zunächst die Weiber hier eintreten, eine nach der anderen, und protokollieren Sie ihre Aussagen.“

„Wie Sie befehlen, Herr Staatsanwalt,“ erwiderte Cardelli, setzte sich an seinen Tisch und machte sich zur Aufnahme der Protokolle bereit.

„Welche wünschen Sie zunächst zu vernehmen, Herr Staatsanwalt?“ fragte er.

De Felice studierte wieder sein blaues Heft.

„Nun,“ entgegnete er nach einer Pause, „die Weiber sind wohl alle unschuldig an der Sache. Wir haben es ohne Zweifel mit einem derben, kräftigen Mann zu thun. Fangen Sie also meinethalben mit der Schustersfrau an. Wie heißt sie doch?“

„Ah, die Donna Concetta Barbieri.“

„Richtig. Fangen Sie also mit dieser an.“

König Albert von Sachsen †. (S. 227)
Nach einer Photographie von
Otto Mayer, Hofphotograph in Dresden.

Die Frau kam. Sie erzählte eine alltägliche Geschichte. Sie hatte die Leisten ihres Mannes versetzt, angeblich weil dieser sie geprügelt hatte, in Wirklichkeit aber, weil sie einen unüberwindlichen Durst verspürt hatte. In keiner Weise interessierte sich der Herr Staatsanwalt für diese Aussagen. Sie hatten gar nichts mit seinem Fall zu thun. Er gähnte, legte sich in seinem Sessel zurück, während Cardelli in seiner langweiligen Gewissenhaftigkeit das gleichgültige Geschwätz der halbtrunkenen Frau aufschrieb, Wort für Wort, als ob es sich um eine Staatsaktion gehandelt hätte.

Nach Frau Concetta Barbieri kam die Frau eines Schenkwirts im Vicolo Freddo di Chaia, die drei Lire Zinsen bezahlt hatte für ein Darlehen, welches Don Leone ihrem Mann auf ihr Mobiliar gegeben. Sie lamentierte, daß die Zeiten so schlecht wären und sie deshalb das Darlehen nicht zurückzahlen könne, für das sie doch schon den dreifachen Betrag als Zinsen nach und nach habe bezahlen müssen.

Der Herr Staatsanwalt wurde nun schon nervös und unruhig. Sollte er bis in alle Ewigkeit solche Dummheiten anhören? Dann kam noch eine Frau, eine Bäckersfrau aus Fuorigrotta, die ein Pfand eingelöst hatte, das ihr ein davongelaufener Lehrjunge gestohlen und bei Don Leone versetzt hatte. Sie schimpfte wütend und in den saftigsten Ausdrücken auf den Jungen — aber zu dem „Fall“ war wiederum keine Beziehung vorhanden. Die Bäckersfrau wurde, wie ihre beiden Vorgängerinnen, sofort wieder entlassen.

„Das ist ja zum Verzweifeln,“ rief der Staatsanwalt gelangweilt aus, „jetzt lassen Sie mal den jungen Marini antreten, damit wir endlich einmal erfahren, was es mit dem „Signore“ für eine Bewandtnis hat, den das Volk allgemein als Mörder bezeichnet.“

Mario Marini wurde hereingeführt. Er war noch bleicher als sonst. Seine Lippen zuckten und zitterten leise vor Aufregung. Man hatte ihn direkt aus der Gerberei in Portici, wo er angestellt war, weggeholt, „einer Besprechung halber“. Erst unterwegs hatte er erfahren, daß diese Besprechung mit der Ermordung Don Leones zusammenhing.

Als Mario eintrat, machte er dem Staatsanwalt de Felice eine leichte Verbeugung, wie sie unter Leuten üblich ist, die sich gesellschaftlich näher stehen, und in der That kannten sich die beiden Herren von früher her, wo sie sich öfter in Gesellschaften getroffen, miteinander gesprochen und verkehrt

hatten. Aber der Staatsanwalt erwiderte diesen Gruß nicht. Scharf prüfend besah er den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen. Als er ihn das letzte Mal gesehen hatte, trug Mario noch die schmucke Uniform eines Kavallerieleutnants, sah frisch und rosig aus und wohnte am Posilippo in der Villa Marini.

„Wie das rasch geht, wenn es einmal bergab geht!" dachte de Felice erstaunt bei sich.

„Herr Mario Marini," sagte der Staatsanwalt streng und in voller Amtswürde, „wann waren Sie gestern abend im Laden des ermordeten Don Leone Giuberti?"

„Zwischen sieben und acht Uhr, Herr Staatsanwalt," antwortete dieser.

„Können Sie das nicht genauer angeben?"

„Nein. Genau weiß ich nur, daß es sieben Uhr vorbei war und noch nicht acht Uhr geschlagen hatte. Indessen kann ich sagen, daß ich um sieben Uhr in Portici mit der Pferdebahn fortgefahren bin, und daß es kurz nach acht Uhr war, als ich, von Don Leone Giuberti kommend, über die Piazza San Ferdinando ging."

„Was haben Sie bei Don Leone Giuberti zu thun gehabt?"

„Ich habe zwei Lire Zinsen bezahlt."

„Wofür?"

Marini errötete leicht. Dann sagte er etwas leiser: „Für eine restierende Schuld meines Vaters, Herr Staatsanwalt."

„So? Wie viel beträgt diese Schuld?"

„Etwa siebentausend Lire."

„So viel? Und da zahlen Sie zwei Lire Zinsen? Das steht doch in keinem Verhältnis."

„Ich war mit Giuberti übereingekommen, wöchentlich zwei Lire zu bezahlen, bis sich meine Verhältnisse wieder gebessert haben würden."

„Und das hat sich der Mann gefallen lassen?"

„Es ging nicht anders. Er mußte sich wohl damit begnügen, Herr Staatsanwalt, da ich zur Zeit nicht mehr bezahlen konnte."

„Nun, Herr Marini, soweit ich die Geschäfte des Don Leone Giuberti kennen gelernt habe, war er ein schlechter Gläubiger. Warum sollte er gerade Ihnen gegenüber so milde und nachsichtig gewesen sein?"

„O, das war er durchaus nicht. Ich kann nicht anders sagen, als daß er mir das Leben in letzter Zeit sauer genug gemacht hat."

„So? Wieso?"

„Jenun dadurch, daß er mir stets sagte, ich müsse ihm mehr bezahlen, und daß ich mir thatsächlich auch die schwersten Entbehrungen auferlegen mußte, um ihn so viel wie möglich zu befriedigen."

„So, so! Das hat Ihnen wohl nicht behagt?"

„Herr Staatsanwalt —"

„Mit einem Wort, er hat Ihnen derb zugesetzt. Er hat Sie gepeinigt."

„Ja. Das muß ich gestehen. Er hat mir keine ruhige Stunde gelassen. Noch gestern abend drohte er mir, alles dem Senatore Strozzi zu erzählen, wenn ich ihm nicht ein Bild verpfänden wolle, das meine Schwester jetzt für einen Fremden malt."

Der Staatsanwalt sah ihn wieder etwas schärfer an.

„Sie wollen sagen, er hätte Sie in eine Zwangslage versetzt?"

„O, das hat er eigentlich schon immer gethan, nur wurde die Zwangslage gestern abend um so schärfer, als ich mir nicht mehr zu helfen wußte."

„Hm, und da haben Sie sich —" sagte der Staatsanwalt rasch, brach dann aber ab und fuhr nach einer kleinen Pause etwas ruhiger fort: „Gut. Gehen wir einstweilen weiter. Was thaten Sie, als Sie von Don Leone Giuberti fortgingen?"

„Ich ging direkt nach Hause, nach der Via Palermo."

„Und von da aus?"

„Ich blieb zu Hause, Herr Staatsanwalt, bis heute morgen, wo ich von der Via Palermo direkt nach Portici gefahren bin."

„Wirklich? Sie sind gestern abend nicht wieder ausgegangen?"

„Nein. Ich bin schon um zehn Uhr zu Bett gegangen, wie es meine Gewohnheit ist."

„Machen Sie keine überflüssigen Worte, Herr Marini. Ich thue meine Pflicht, weil ich sie thun muß, nicht weil Sie anderer Meinung sind als ich."

„Herr Staatsanwalt —" schrie Mario nochmals entsetzt.

„Kein Wort weiter. Sie werden später noch viel Gelegenheit haben, sich zu verteidigen. Herr Cardelli, veranlassen Sie die Inhaftierung dieses Mannes."

Cardelli drückte auf einen Knopf, und draußen ertönte eine elektrische Klingel. Gleich darauf traten zwei Carabinieri ein, bei deren Anblick Mario wie gebrochen in sich zusammensank. Er versuchte nochmals zu sprechen, hob seine Hände wie flehend empor, aber die Carabinieri faßten ihn auf einen Wink Cardellis und führten ihn rasch ab.

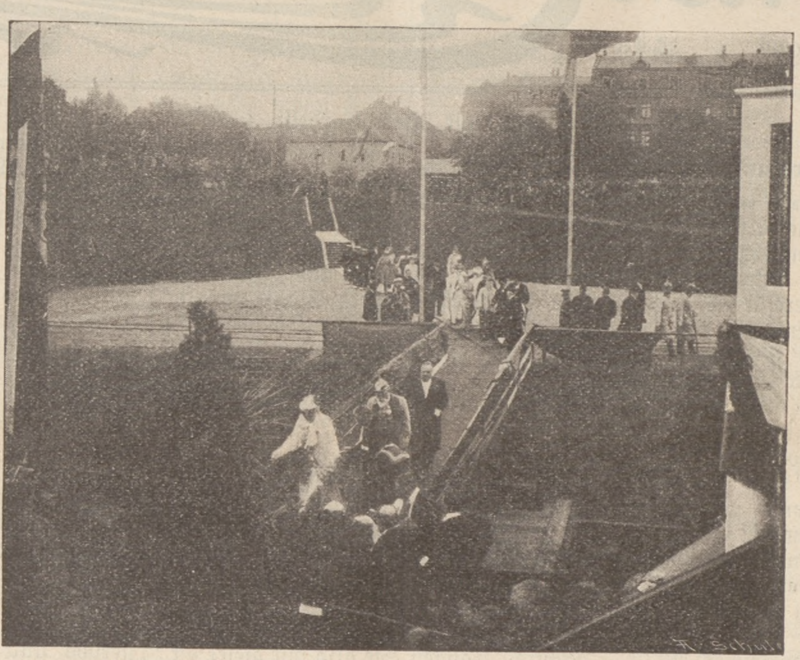
Ein Staatsanwalt ist an solche Scenen zu sehr gewöhnt, als daß sie besonderen Eindruck auf ihn machen sollten. Schon nach einer kurzen Pause, während welcher sich de Felice nochmals in den Akten orientierte, rief er wieder: „Herr Cardelli, da war doch noch ein Kerl — mein Gott, wie hieß doch der Mensch? Ist der nicht da?"

„Es ist noch ein Mann draußen, Herr Staatsanwalt, der sich Agnelo Esposito nennt und gewöhnlich Agnelillo gerufen wird."

„Richtig, richtig, den meine ich. Agnelillo. Rufen Sie ihn herein."

Zwei Minuten später stand Agnelillo vor de Felice. Er machte eine fürchterlich umständliche Verbeugung, murmelte mit tiefstem Respekt einigemal hintereinander: „Eccellenza, Ihnen zu dienen, Eccellenza, Eccellenza —" und machte das unschuldigste, treuherzigste Gesicht von der Welt.

Aber de Felice achtete weder auf die Redensarten, noch auf das Gesicht Agnelillos, sondern las ein Protokoll durch, welches heute morgen am Thatort selbst aufgenommen worden war und die Vernehmung eines Barbierjungen Namens Antonio Giubba enthielt. Dieser hatte ausgesagt, daß er kurz vor zehn Uhr abends einen Herrn in dunklem Anzug, mit einem runden harten Filzhut, ebenfalls von dunkler Farbe, und einem schwarzen Schnurrbart gesehen habe, der vor dem Laden des Don Leone stehen geblieben, und als er gesehen, daß er bemerkt werde, wieder weitergegangen sei. Dieses Signalement paßte ganz gut auf Mario, nur hätte es ebenso gut auch auf den Staatsanwalt selbst gepaßt, wenn man ihn in Verdacht gehabt hätte, ebenso gut wie auf hundert andere. De Felice hatte aber nun einmal den jungen Marini als den von der allgemeinen Meinung bezeichneten „Signore" in Verdacht, und die Zwangslage, in der Mario sich gegenüber dem Wucherer befunden hatte, bestärkte ihn darin. Mario leugnete natürlich, aber wenn der Barbierjunge bei der Konfrontation mit Marini diesen als den Mann wiedererkannte, den er vor dem Laden Don Leones gesehen hatte, dann war ersterer „geliefert". Seine Verhaftung erschien dem Staatsanwalt mehr als genügend motiviert, sie war geradezu notwendig gewesen in Aussicht der Möglichkeit, daß Marini sich sonst durch Flucht der Konfrontation mit Giubba hätte entziehen können.



Die Eröffnung der landwirtschaftlichen Ausstellung in Mannheim: Das Großherzogspaar begiebt sich an Bord des Schiffes „Mannheim VII" (Eigentum der Mannheimer Dampfschleppschiffahrtgesellschaft). (S. 227)
Nach einer Photographie von Kuno Müller in Karlsruhe.

„So? Sie schlafen wohl allein?"

„Ja. Ich schlafe in einem Zimmer allein, während meine Schwester mit dem Vater im Nebenzimmer schläft."

„Nun, Herr Marini, geben Sie acht! Wenn ich Ihnen nun sage, daß man Sie gestern abend gegen zehn Uhr, also zu einer Zeit, wo Sie behaupten, zu Hause gewesen zu sein, ganz in der Nähe des Ladens Don Leone Giubertis gesehen hat, was werden Sie darauf erwidern?"

Marini verfärbte sich ein wenig. „Herr Staatsanwalt," entgegnete er rasch, „ich werde darauf einfach erwidern, daß das ein Irrtum sein muß. Ich war nicht da."

„Sie bleiben also dabei?"

„Ich sage die Wahrheit und bleibe selbstverständlich dabei."

„So bleibt mir nichts anderes übrig, als Sie im Namen des Königs hiermit zu verhaften, bis sich dieser Widerspruch aufgeklärt hat."

Mario wurde bleich wie ein Toter. „Herr Staatsanwalt," begann er zitternd vor Aufregung, „ich bin ein unbescholtener Mann; Sie werden mich auf einen solchen Verdacht hin, der möglicherweise einen ganz zufälligen Ursprung hat, vielleicht auf einer Verwechslung beruht, nicht ins Unglück stürzen."

Endlich geruhte de Felice Agnelillo zu bemerken. „Ah, da bist du ja —" er nannte ihn du, weil Agnelillo in seinen zerrissenen Stiefeln, in seiner schäbigen, abgetragenen und schmutzigen Kleidung und vor allen Dingen in seiner kriecherischen Unterwürfigkeit nicht den Eindruck eines „Signore" machte — „du bist Agnelillo?"

„Eurer Excellenz zu dienen, Agnelo Esposito, genannt Agnelillo."

„Komm mal näher hierher."

Agnelillo trat mit linkischen Verbeugungen näher.

„Kannst du überhaupt die Wahrheit sagen, Agnelillo?"

„Eure Excellenz, ich will nicht selig werden, wenn ich mich unterstehen sollte, eine einzige Unwahrheit vor Ihnen zu sagen."

„Na, ich will dir was sagen: Deine Seligkeit ist mir sehr gleichgültig, aber ins Loch lasse ich dich sperren und krumm schließen bei Wasser und Brot, sowie du eine einzige Unwahrheit sagst. Verstanden?"

„O, Excellenz, ich weiß, was das Gericht zu bedeuten hat, ich weiß —"

„Sei still. Du kanntest den ermordeten Don Leone Giuberti schon längere Zeit?"

„Ja, Excellenz. Er hatte die Güte, mir manchmal einen kleinen Verdienst zuzuwenden. Er war mir immer ein gütiger, freundlicher Herr, und ich werde seinen Tod beweinen, solange ich lebe."

„Laß die Redensarten und antworte kurz und bündig auf meine Fragen. Was hast du für Don Leone gearbeitet?"

„Er stellte mich vor einiger Zeit als Aufseher in der Villa Marini an."

„Als Aufseher?"

„Ja, Eure Excellenz. Er befürchtete wohl, daß von dort Gegenstände, die zur Konkursmasse gehörten, fortgetragen werden möchten, und beauftragte mich, aufzupassen, daß das nicht geschehe."

„Richtig. Er hatte Forderungen an die Marinis."

„O, er hat mir oft seine Not geklagt, daß er so betrogen worden wäre von dem alten Marini, daß er so viel Geld verloren habe und nicht wisse, wie und wo er es wiederbekommen solle."

„Aber mit dem jungen Marini ist er doch übel umgesprungen, he?"

„Selbstverständlich, Herr Staatsanwalt. Er hatte ihn tüchtig in der Schere, und wenn Don Leone einmal jemand in der Schere hatte, so war er freilich kein Heiliger. Aber er wollte doch nur wiederhaben, was er verloren."

Auguste Schmidt †.

„Nun, das sind bekannte Sachen. Kommen wir zur Hauptsache. Du warst gestern abend doch auch im Laden Don Leones?"

„Eure Excellenz, ja."

„Wann war das?"

„Das war zwischen sieben und acht Uhr abends."

„Zwischen sieben und acht Uhr? Gut. Was thatest du dort?"

„Eure Excellenz —" Agnelillo that verschämt und blickte auf seine zerrissenen Stiefel.

„Na, ich will dir's sagen, wenn du dich schämst, es selbst zu sagen. Du hast dort deine Stiefel versetzt und zwar für fünf Lire."

„Eure Excellenz wissen, unsereiner braucht immer Geld. Hunger thut weh."

„Nun weiter! Was thatest du, als du von Don Leone fortgingst?"

„Eure Excellenz, ich kaufte mir für zwei Soldi Maccaroni von einem Herumträger und ging dann zu Don Nicolò in der Via di San Sebastiano, wo ich ein Glas Wein trank. Ich war so matt, daß ich ein Glas Wein trinken mußte. Ich wäre sonst umgefallen."

„Weiter, weiter. Was thatest du dann?"

„Ich ging dann auf demselben Wege zurück, und als ich auf dem Toledo am Vicolo sette Dolori vorbeiging, begegnete mir Herr Mario Marini."

„Was?" fuhr de Felice hastig auf. „Herr Mario Marini?"

„Eurer Excellenz zu dienen, ja."

„Um welche Zeit war das?"

„O, es war noch nicht spät, Excellenz," machte Agnelillo unschuldig, „es war wohl noch nicht einmal zehn Uhr."

„Aber doch bald zehn Uhr?"

„Nun, es kann auch zehn Uhr gewesen sein. Eure Excellenz wissen, unsereiner hat keine Uhr. Wenn man ein armer Teufel ist, der abends nicht weiß, was er morgens essen soll, so kann man sich solchen Luxus nicht gestatten."

„Aber du weißt bestimmt, daß es mehr an zehn als an neun Uhr war?"

Agnelillo besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Ja."

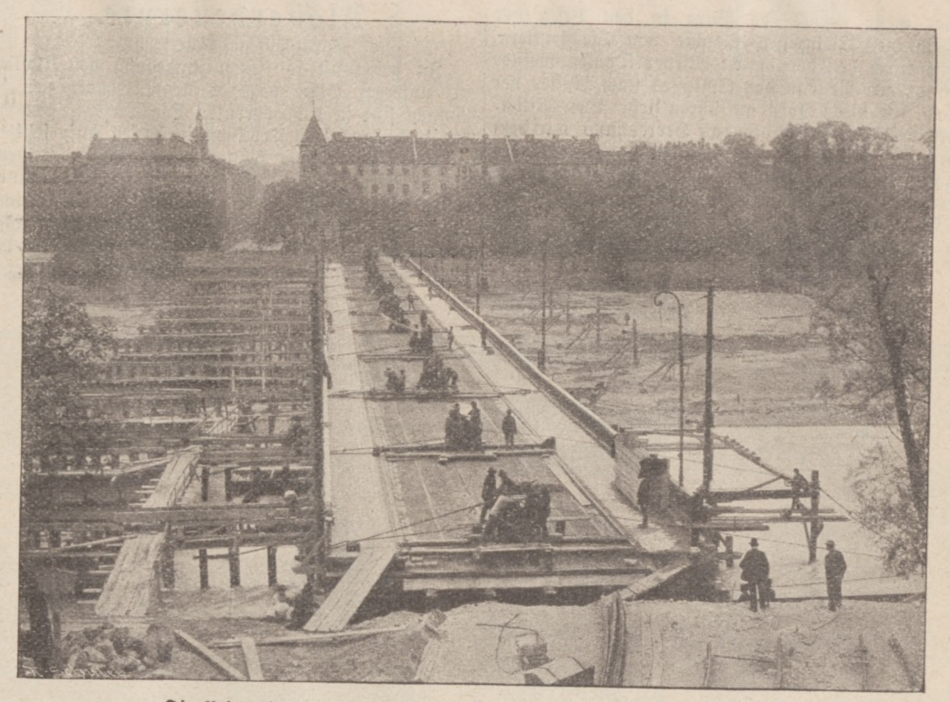
„Was that Herr Mario Marini?"

„Er ging am Vicolo sette Dolori hin und her. Es schien, als wenn er jemand erwarte."

„Aber er ging nicht in den Vicolo hinein?"

„Das weiß ich nicht, denn ich ging natürlich weiter meiner Wege und verlor ihn bald aus dem Gesicht. Ich konnte ja nicht ahnen, Eure Excellenz, daß etwas so Schreckliches bevorstand."

(Fortsetzung folgt.)



Die Reichenbachbrücke in München am dritten Tage der Verschiebung.
Nach einer Photographie von Georg Pettendorfer in München.

Illustrierte Rundschau.

Der auf seinem Schlosse Sibyllenort verstorbene **König Albert von Sachsen** war am 23. April 1828 zu Dresden geboren und am 29. Oktober 1873 seinem Vater, dem König Johann, auf den Thron gefolgt, den er also fast 29 Jahre inne gehabt. Während dieser langen Regierungszeit wußte er sich die Liebe und Verehrung seines Volkes in hohem Grade zu erwerben. Im deutsch-französischen Kriege führte er — damals noch Kronprinz — zuerst das sächsische Armeecorps, erhielt dann den Oberbefehl über die Maasarmee, mit der er an der Schlacht von Sedan hervorragenden Anteil nahm, hielt mit seinen Truppen während der Belagerung von Paris die Nord- und Nordostfront umschlossen und eroberte durch einen energischen Artillerieangriff den Mont Avron. Im deutschen Heere bekleidete er die Stellung des Generalinspekteurs der I. Armeeinspektion und den Rang eines Generalfeldmarschalls. Sein Nachfolger ist, da König Alberts Ehe kinderlos blieb, sein jüngerer Bruder Prinz Georg. — In **Mannheim** wurde in Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin und des erbgroßherzoglichen Paares die landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet, was Veranlassung zu einer Reihe von Feierlichkeiten gab. Ein besonders glänzendes Bild bot die Festfahrt nach Ludwigshafen, welche das großherzogliche Paar auf dem Festschiff „Mannheim VII" machte. Die Fahrt ging den Neckar abwärts in den Rhein und zum Floßhafen, während die flaggengeschmückten Schiffe, an denen man vorbeikam, Salutschüsse abgaben. — Die in Leipzig verstorbene bedeutende Vorkämpferin der Frauenbewegung, **Auguste Schmidt**, war am 3. August 1833 in Breslau geboren, wurde dort Lehrerin und zog 1861 nach Leipzig, wo sie die Steybersche höhere Mädchenschule, mit der ein Seminar verbunden ist, übernahm. Mit Luise Otto-Peters gründete sie 1865 den Leipziger Frauenbildungsverein, aus dem der Allgemeine deutsche Frauenbildungsverein hervorging, den sie lange Jahre zuerst als zweite, dann als erste Vorsitzende leitete. Auch war sie Herausgeberin der pädagogischen Monatsschrift „Neue Bahnen". — Eine sehr beachtenswerte Leistung der Ingenieurkunst war die Verschiebung der **Reichenbachbrücke in München** zu dem Zweck, den Platz frei zu bekommen zum Bau der neuen Brücke, ohne daß der Verkehr über die Isar an jener Stelle auf lange Zeit unterbrochen würde. Drei starke Hebewinden wurden unter jedem der zwölf Joche angebracht, um die Brückenbahn von ihrer Unterlage etwas abzuheben, dann zogen auf ein Huppensignal die elf auf der Brücke aufgestellten Winden gleichmäßig an, und die Brücke begann langsam, aber sicher ihre Bewegung. In kurzen Pausen wurde die Arbeit ausgesetzt, um das Ergebnis zu prüfen. Binnen drei Tagen gelangte die 1,200,000 Kilogramm schwere Brücke ohne die geringste Beschädigung auf die neuen Joche.

Schloß Fischhorn am Zeller See.

(Mit Bild auf Seite 228.)

Im Salzburger Land, dicht an dem von Sommerfrischlern jetzt so stark besuchten Zeller See und nahe der Station Bruck-Fusch der Giselabahn, liegt Schloß Fischhorn, ein Muster stilvoller Erneuerung einer alten Burg. Es erhebt sich auf den Trümmern einer alten Seefeste, die im Bauernkriege teilweise zerstört ward. Nach mehrfachem Wechsel der Besitzer gelangte die

immer mehr verfallende Burg in den Besitz der kunstsinnigen Prinzessin Sophie von Liechtenstein, welche durch den berühmten Wiener Dombaumeister Schmidt den Neubau des Schlosses nach Muster der Anlage der alten Burg aufführen ließ. Den Mittelpunkt des Ganzen bildet das Herrenhaus mit dem gewaltigen Wartturm, in dem die Haupttreppe als Zugang zu allen Räumen des Schlosses aufsteigt. Die Flügel des Schlosses umgrenzen rechtwinkelig den Hof, den auf den anderen Seiten eine mit Zinnen und Ecktürmen versehene hohe Mauer abschließt.

Klosterheuernte.

(Mit Bild auf Seite 229.)

In der sonst so stillen Umgebung des Klosters auf unserem Bilde geht es heute lebhaft zu: die Nonnen sind in der Heuernte. Die Wiese ist gemäht, und das Gras zum Trocknen in Hocken aufgesetzt — heute soll das schöne Wetter zur Einfahrt des Heus benutzt werden. Zu diesem Geschäft sind die Nonnen vollzählig ausgerückt; wie leicht kann das Wetter umschlagen! Ueber der dunklen klösterlichen Tracht trägt jede der fleißigen Arbeiterinnen eine Schürze. Auch der Erntewagen wird von einer Nonne gelenkt. Sicheren Griffs fassen die Schwestern mit dem Rechen das Heu; in kräftigem Schwung hebt es sich durch die Luft; auf dem Wagen nimmt es eine der Schwestern in Empfang, um es kunstgerecht zu verteilen. So geht die Arbeit rüstig weiter, bis die Horaglocke zum Gebet ruft.

Ein Schuß.

Erzählung von **Ferd. Gruner.**

Das Zollwachthaus lag ein wenig seitwärts von der Landstraße, die das böhmische



Schloß Fischhorn am Zeller See. (S. 227)

Gebirgsdorf durchzog, auf einem Hügel. Es war nicht viel besser gebaut als die übrigen Bauernhäuser und eigentlich für seinen Zweck wenig geeignet. Thüren und Fenster waren klein, und doch pfiff der Wind, der von den Bergen herüberstrich, recht empfindlich hinein. Aber man hatte dafür eine prächtige Aussicht auf die weit sich hinstreckenden Häuser von Altdörfel und auf die Berge, die kaum eine halbe Stunde nordwärts mit kahlen Schroffen und dunklen Waldpartien aufstiegen.

Das Gebirge bildete gleichzeitig die Reichsgrenze, und aus diesem Grunde war in der kleinen Ortschaft eine verhältnismäßig große Zollwachtabteilung untergebracht. Schmuggler gab es besonders in den hochgelegenen, inmitten der Waldwildnis stehenden Holzerhütten mehr als genug, wenn es auch selten gelang, einen der schlauen Burschen zu erwischen. Aber auch in Altdörfel sollte es unter den Bauern da und dort einen geben, der in finsteren Nächten auf gefährlichem Pfade Waren über die Grenze brachte.

Es war ein harter, aufreibender Dienst, den die Finanzer — so nennt man in Oesterreich die Zollbeamten — zu versehen hatten, und jeder begrüßte es mit Freuden, wenn er nach einem anderen Dienstorte versetzt wurde, wo es der Beschwerlichkeiten und Gefahren weniger gab.

Dies überdachte auch der Oberaufseher Franz Helfert, als er eines Abends — es war im Spätfrühling — gegen zehn Uhr die Zaunthür an der Straße aufklinkte und über den schmalen, mit Schlacke belegten Weg zum Zollhause emporstieg. Auf den steilen, ungleich hohen Steinstufen, die unmittelbar bis zur Hausthür führten, blieb er stehen, drehte sich um und sah eine Weile nieder auf das Dorf, von dem ein paar schwache Lichtpunkte heraufblinkten. Dann wendete er seine Augen zum nächtlichen Himmel empor. Der Mond war eben aufgegangen. Er schien sehr matt, Nebel verhüllten zeitweilig die glänzende Scheibe, und in kurzem drohte er völlig hinter den dunklen Wolken zu verschwinden, die sich von allen Seiten des Horizontes heraufschoben und sich immer mehr verdichteten. Man hörte den Dorfbach heftig rauschen, und der Wind hob an zu streichen.

Mit ein paar raschen Schritten erreichte der Finanzer das Haus und trat in das Mannschaftszimmer, das ihm und zwei Aufsehern als Wohn- und Schlafstätte diente, ein.

In dem einen der einfachen, eisernen Feldbetten schlief bereits der Aufseher Winkler, der den Tag über Dienst gehabt hatte. Mit vorsichtigen Schritten näherte sich Helfert dem großen Tische, der die Mitte des Raumes einnahm, und schraubte die Lampe höher;



Klosterheuernte. (S. 228)

dann warf er seinen Mantel ab und ließ sich auf einem Stuhle nieder.

Er war etwa dreißig Jahre alt, groß und kräftig gewachsen, das Gesicht nicht eben hübsch, aber energisch gezeichnet. Der dichte, schwarze Schnurrbart stand ihm nicht übel. Er griff nach einem aufgeschlagenen Zeitungsblatte, aber seine Augen huschten nur flüchtig und ohne Interesse über die Zeilen. Er ließ es bald wieder sinken und blickte, die Hände über der Brust gekreuzt, nachdenklich auf den Schläfer, dessen rotes Gesicht mit dem braunen, strähnigen Haare sich deutlich von dem blaugestreiften Kissen abhob. Dabei dachte er aber an etwas ganz anderes als an den Schläfer. — — —

Wohl eine Viertelstunde weiter aufwärts lag ein Bauernhof, dicht neben dem Bache und kaum hundert Schritte von den letzten Ausläufern des Waldes, der sich bis in die Berge hinein erstreckte, entfernt. Ein wenig verfallen sah das Gehöft aus. Der Kalkanstrich der hölzernen Wände war seit vielen Jahren nicht erneuert worden und teilweise abgesprungen, so daß ein lehmiges Grau zu Tage trat. Die eine Seite des Daches hing bedrohlich herunter und war durch zwei wenig behauene Balken in nicht gerade vertrauenerweckender Weise gestützt. Auch im Inneren sah es recht ärmlich aus. Der Besitzer, Robert Thiel, hatte in früheren Jahren mehr in die Karten geschaut, als sich um die Wirtschaft gekümmert, darum ging es mit ihm stetig zurück, und wenn er auch später zugriff, so war doch vieles schon unwiederbringlich verloren. Dazu kam noch, daß sein Sohn Adolf auch kein besonderer Freund der Arbeit war, zumal nicht zu Hause. Er taglöhnerte lieber bei den Großbauern, weil er da bares Geld in die Hand bekam. Wäre nicht die Loisi gewesen, die nach der Mutter frühem Tode die Häuslichkeit mit einer jungen Stallmagd versehen mußte, so wäre das kleine Gütlein wohl längst unter den Hammer gekommen.

Zwanzig Jahre war die Loisi alt, ein hübsches Mädchen, gesund und kräftig. Manchem Burschen stach sie in die Augen, und mancher bot sich ihr zum Schatze an. Aber sie lachte nur dazu. Sonst war sie ernst, fast zu herb und verschlossen für ihre Jugend. Und das war kein Wunder; denn seit Adolf vom Militär zurückgekommen war, saß der Alte wieder tagelang im Wirtshause und spielte Karten, verlor das wenige, was in dem Bauernhause einging, borgte wohl auch noch dazu. Adolf arbeitete aber nicht viel. Nachts war er oft fort, und erst beim grauenden Morgen kehrte er abgehetzt in das Häuschen zurück und schlief bis in den hellen Tag hinein.

Eines Tages mußte Loisi den Vater fast mit Gewalt aus dem Wirtshaus holen. Der Bauer hatte zu viel getrunken. Er war dunkelrot im glattrasierten Gesicht, und unsicher sein schlürfender Schritt. Das Mädchen schob den Arm in den seinen und führte ihn. Sie schämte sich — wenn ihn jetzt jemand sah, ihn, der zehn Jahre des Dorfes Vorstand gewesen war und im Bezirksausschusse das Wort geführt hatte. Eine dunkle Röte stieg in ihre vollen Wangen, und die Augen wurden ihr feucht, als er auch noch einen Gassenhauer mit heiserer Stimme zu singen anheben wollte.

Da stolperte der Bauer unversehens über einen Stein, sein schwerer Körper kam ins Schwanken, und er fiel hin. Vergeblich war Loisis Bemühen, den Alten wieder auf die Beine zu bringen; es gelang nicht. Auf einmal stand ein breitschulteriger Finanzer neben ihr, legte lächelnd die Hand an seine Kappe und zog vorsichtig den Bauer in die Höhe.

Loisis Gesicht war wie mit Blut übergossen, herb kam es über ihre Lippen: „Vielen Dank, wär' aber nicht nötig gewesen.“

Der Oberaufseher Helfert sah sie ein wenig verdutzt an; er bemerkte den feuchten Schimmer in ihren Augen und das Zucken um den hübschen Mund. „Ja, leider ist die Straße schlecht, rein zum Stürzen eingerichtet,“ sagte er. „Es ist mir jüngst in der Nacht, als ich nach dem Silberberg patrouillierte, gerade so passiert.“

Der Bauer nahm sich zusammen: „Eh freilich, und noch dazu, wenn man alt ist und die Füße nicht mehr so leicht hebt. Wenn ich nur noch im Bezirksausschuß säße, die Straß' müßte bald anders sein. Aber so . . .“

Sie waren bis zu dem Hause Thiels gekommen, der Finanzer zog seinen Arm aus jenem des Bauern zurück.

„Na, Herr Finanzer, jetzt müssen S' aber ein' Schluck von unserem angesetzten Wacholder trinken. Ist ausgezeichnet,“ lud ihn der Bauer ein.

Der Oberaufseher schwankte, als aber das junge Mädchen ein wenig scharf meinte: „Der Herr Oberaufseher wird nicht in unser Häusel kriechen wollen,“ erwiderte er rasch:

„Ein Wacholder ist immer ein guter Tropfen und erfrischt den Magen. So gehe ich gern mit.“

Und der „Angesetzte“ des Thielbauers war wirklich gut. Oder schmeckte er dem Finanzer nur so, weil die junge Dirne ihn einschenkte? Sie sah jetzt nicht mehr so böse drein. Den Vater beobachtete sie ein wenig ängstlich, als fürchte sie, daß er den Gast mit irgend einem Worte verletzen könne. Aber das geschah nicht. Der Bauer erzählte von den Ernteaussichten, von dem und jenem aus der kleinen Wirtschaft, und der Finanzer erwies sich als wohlvertraut damit.

Schweigend saß Loisi bei einem Tischchen am Fenster, verstohlen flog ihr Auge manchmal hinüber zu dem leichtgebräunten, offenen Gesichte des Gastes. Ein paarmal trafen sich die Blicke, dann sah sie rasch zum Fenster hinaus.

Plötzlich sprang sie auf und schenkte dem Oberaufseher noch ein Gläschen ein. Die arbeitsgewohnte Hand des Mädchens bebte dabei ein wenig. Sie war verlegen, als sie ein paar Tropfen daneben goß. Mit einem Lappen fuhr sie über den gelbgestrichenen, breiten Tisch, eben als ein schwarzbärtiger Bursche mit nachlässiger Gebärde hereintrat. Den Hut in den Nacken zurückgeschoben, eine kurze Pfeife zwischen den ein wenig wulstigen Lippen, ließ er die Thür scharf hinter sich ins Schloß fallen.

Der Oberaufseher konnte nicht sehen, wie das sonnverbrannte Gesicht erbleichte, als er den Grenzer erblickte. Eben rieb Loisi mit dem Lappen den Tisch trocken, und so sah der Finanzer nur sie — ihre zierliche und doch volle Gestalt, das blasse Gesicht und das glänzende Haar, das ihr in den Nacken geglitten war.

„Wohl bekomm's,“ brummte der junge Schwarzbart, als er die Situation überblickt und um des Alten Lippen ein mattes Lächeln wahrgenommen hatte.

„Alsdann, das ist mein Sohn, der Adolf,“ stellte der Bauer den Burschen vor.

Der Oberaufseher reichte ihm die Hand. „Beim Militär gewesen?“ fragte er, da Adolf unwillkürlich eine strammere Haltung angenommen hatte.

„Ja freilich.“ Der junge Bauer ließ sich auf einen der hochlehnigen, entsetzlich unbequemen Sessel nieder und rauchte sich sehr umständlich die Pfeife an.

Das Gespräch wurde einsilbig, der Eintritt des Burschen hatte den gemütlichen Ton verscheucht. Der Finanzer betrachtete den Bruder Loisis mit einem forschenden Blicke. Sie waren sich ziemlich ähnlich. Nur war der junge Bauer breiter gebaut, vergröbert und das Gesicht trotz der Jugend fahl, von Leidenschaften, zum mindesten von durchwachten Nächten zeugend. Die Augen unstet, der Blick hart. Die Linie um das vorgeschobene, spitz verlaufende Kinn deutete auf Verschlagenheit.

Der Oberaufseher stand rasch auf und knöpfte sich den Mantel zu. Dem Alten gab er flüchtig die Hand, dem Jungen nickte er zu. Loisi ging ihm durch das dunkle Vorhaus voran und öffnete die Hausthür. Schon draußen stehend, reichte er ihr die Hand. So fest drückte er sie, daß sie zusammenzuckte.

„Dank' schön noch einmal,“ sagte sie und ergriff ein Bündel getrocknetes Reisig.

„Wüßt' nicht, wofür,“ lachte Helfert. Er wäre gern noch stehen geblieben, aber sie trat in das Vorhaus zurück. So ging er. Es schien ihm, als ob aus den kleinen Fenstern ein brennendes Augenpaar ihm nachsehe. Das berührte ihn wunderlich. —

Am nächsten Sonntage, als er von der Nachtpatrouille zurückkam, sah er Loisi zur Kirche gehen. Er grüßte sie, und nach dem Gottesdienste, als er dienstfrei war, begleitete er sie bis zu ihrem Hause. Sie war nicht sehr freundlich, ein trotziger Zug lag in ihrem Wesen. Aber er war nicht echt, ihre Stimme klang nicht so fest wie sonst, und als der Finanzer ihr beim Abschiede die Hand gab, duldete sie es, daß er sie länger hielt, als man es sonst zu thun pflegt.

Oberaufseher Helfert kam fortan öfter als sonst an Thiels Gehöft vorbei und plauderte mit Loisi. Fast kühl klangen die Reden, die sie führten. Aber in der Stimme und in den Gebärden war etwas, das die Gleichmütigkeit Lügen strafte. Loisi, die sonst so Schlagfertige, fand dem Finanzer gegenüber nicht ihre alte Unbefangenheit. Je öfter er kam, desto weniger laut war sie. Der alte Bauer sah mit eigentümlichem Schmunzeln, was sich zwischen den beiden entspann.

Nur Adolf ging finster einher. Er und der Oberaufseher sprachen fast nie miteinander, die Abneigung ging besonders von Helfert aus. Er ahnte, daß der Bursche ein Handwerk treibe, das nicht gut das Tageslicht vertragen konnte. Sein Beruf hatte ihn mißtrauisch gemacht, er witterte in Adolf einen Schwärzer. Er hatte keinen Anhaltspunkt dafür, aber er fühlte es, er hätte darauf schwören mögen.

— — — — — — — — —

Monate verflossen, und noch war zwischen Loisi und Helfert kein Wort von Liebe gefallen. Nur die Hände lagen mit festem Druck ineinander, und aus den Augen sprang manchmal ein heißer Strahl.

Eines Morgens durcheilte das Dorf eine traurige Kunde: einen Grenzwächter hatten Schmuggler in der Nacht auf dem Silberberge angeschossen und schwer verletzt. Die alte Rese, die Milch nach der Stadt fuhr, hatte es gleichmütig Loisi erzählt, als diese ihre zwei blankgeputzten, großen Kannen in das kleine Fuhrwerk stellen wollte.

Die junge Dirne ward bleich wie die Schürze, die sie vorgebunden hatte. „Was sagst?“ stotterte sie. „Ein Finanzer? — Jesus Maria!“ — Die Kanne entfiel ihren Händen und glitt zu Boden, daß eine weiße Flut über die Steine rann.

Sie fuhr sich über die Augen, dann stürmte sie davon, dem Wächterhause zu. Sie lief, daß ihr das Herz bis in den Hals schlug; atemlos keuchte sie den Hügel hinan, schob die Leute auf die Seite, die ihr im Wege standen, und schlüpfte ins Vorhaus. Da

öffnete sich die Thür zum Mannschaftszimmer, und der Oberaufseher Helfert trat aufgeregt heraus. Mit einem leisen Schrei blieb Loisi stehen. Sie preßte die Hände auf die Brust, auf das wie rasend klopfende Herz, dann hing sie weinend und lachend an seiner Brust. Er fragte nichts, er verstand sie und wußte, was sie hergetrieben hatte. Zärtlich und fest drückte sie der starke Mann an sich, auch er bebte, als sich die heißen Lippen zum Kusse fanden. — Einen Kameraden, den Aufseher Berndt, hatte die Kugel eines Schwärzers getroffen. Der junge, gesunde Bursche starb zwar nicht, aber er blieb lahm an einem Bein.

Eine zärtliche Unrast war seit jenem Tage über Loisi gekommen. Sie drängte Helfert, eine Stellung in einem weniger gefährdeten Orte anzustreben. Jedesmal, wenn er Nachtdienst in den Bergen hatte, verabschiedete sie ihn mit besonderer Herzlichkeit. Der Oberaufseher verstand, was sie meinte, und setzte alle Hebel in Bewegung, von Altdörfel fortzukommen. Er, der auf weit gefährlicherem Posten ausgeharrt hatte, fühlte sich, seitdem sein Kamerad Berndt zum Krüppel geworden war, nicht mehr so recht sicher.

Vielleicht war es auch die liebevolle Besorgnis, die er aus Loisis Augen las, die ihn unruhiger machte als sonst. Seine Bemühungen, die von den Vorgesetzten unterstützt wurden, hatten Erfolg, er erhielt einen Dienstposten in der Zuckerfabrik einer benachbarten Stadt zugewiesen. Ein bequemer Dienst, wo es natürlich keinerlei Gefahr gab. — —

In fünf Wochen sollte er dorthin einrücken. Darum war heute der Hochzeitstag vereinbart worden. In knapp einem Monat wollte der Oberaufseher Helfert die Loisi Thiel heiraten und dann mit seiner jungen Frau fortziehen in die neue Stellung. Der alte Thiel war gern damit einverstanden. Es war beschlossen worden, daß, wenn Helfert in der Fabrik irgend eine kleine Beschäftigung für den Schwiegervater fand, das Gütlein verkauft werden, und der Alte dorthin kommen sollte. Denn mit dem Adolf war nichts zu machen, seit Monaten kümmerte er sich gar nicht mehr um Haus und Wirtschaft.

Mit leuchtenden Augen hatte sich Helfert von Loisi verabschiedet. Sie wollte ihn noch halten, aber es duldete ihn nicht, denn um vier Uhr morgens begann sein Dienst, da mußte er ausgeschlafen haben. Sie lehnte ihr hübsches Gesicht an seine Brust und flüsterte leise: „Nun ist's mit der Gefahr bald aus, und ich brauche nicht mehr zu bangen um dich."

Mit wunderlichen Gedanken, das Herz übervoll, ging Helfert heim. In seine festliche Stimmung war ein Mißklang gekommen, als er auf der anderen Seite der Straße den jungen Thiel mit tief in die Stirne gedrücktem Hut scheu vorübereilen sah. — —

Nun dachte der Oberaufseher mit leisem Lächeln nach, wie bald er das öde Mannschaftszimmer mit einem eigenen, wohnlichen Heim vertauschen und nicht mehr in Sturm und Regen werde hinausgehen müssen.

Aus diesen Gedanken schreckte ihn ein etwas schüchterner Gruß auf, der von der vorsichtig geöffneten Thür herscholl. Die kleine, hübsche Frau des Oberaufsehers Gily kam hereingetrippelt. Sie sah besorgt drein.

„Ach bitte, lieber Herr Helfert, meinem Mann ist schlecht geworden; er fiebert. Und jetzt um halb Elf hat er Dienst im Gebirge. Er fröstelt am ganzen Körper, und 's wirft ihn nur so. Würden Sie nicht —"

Sie sah ihn bittend an.

„Natürlich, Frau Gily, ich hätte so nicht viel geschlafen, um vier Uhr beginnt meine Patrouille," entgegnete der Oberaufseher und sah auf die Uhr. „Ich werde gleich ausrücken."

Die Frau reichte ihm dankend die Hand. „Ich wußte ja, daß Sie uns den großen Gefallen thun würden. Um vier Uhr ist meinem Manne vielleicht schon wieder gut, er wird Sie dann ablösen, daß Sie nicht zwei Touren hintereinander zu machen brauchen."

Helfert nickte. „Wenn er wieder wohlauf ist, mag er kommen, aber sonst nicht. Ich springe gern für einen Kollegen ein."

Er hatte den Mantel angezogen, setzte die Mütze auf und nahm von dem Haken sein Gewehr.

„Ein Glas Thee werden Sie doch trinken; es wird vielleicht regnen, und da ist es gut, wenn man etwas Warmes im Magen hat."

Wie sehr er sich auch dagegen sträubte, die Frau brachte ihm ein Glas heißen Thee, und er mußte es austrinken.

Der Himmel hatte sich vollständig mit dunklem Gewölk umzogen, der Wind blies heftig, es war ziemlich kühl, so daß Helfert den Kragen seines Mantels in die Höhe schlug. Als er den Wald erreichte, hörte der Sturm etwas auf, aber in den Wipfeln rauschte er um so mehr und schüttelte die Aeste, daß es fortwährend krachte und knackte.

Langsam stieg Helfert den Weg empor, der sich allmählich verengte und steil wurde. Ein paarmal stolperte er über Steine, die er nicht sah, oder trat in ein Loch des ausgewaschenen Steiges, den bei heftigem Regen Sturzbäche als ihr Bett benützten. Kein menschlicher Laut war vernehmbar, nur das Brausen des Windes und hie und da der schrille Ruf eines Käuzchens. Es war finster, und Helfert war froh, als er endlich eine freie Fläche erreichte, wo der Hochwald zurücktrat und ein von tiefen Geleisen zerschnittener Fahrweg begann. Eine gute Viertelstunde ging es so auf ebenem Boden, dann wieder auf steilem, schmalem Pfade vorwärts, dicht umfangen von hohem Gesträuch, über das einsame Tannen ihre hohen Wipfel streckten.

Als er ein lautes Brausen von rechts vernahm, beschleunigte der Finanzer seine Schritte, er war dem Ziele nahe, denn die Grenze führte unweit des Schwarzbachfalles vorüber. Wieder begann eine kleine Hochfläche, diesmal mit Wald bestanden. Kaum hatte Helfert diese Stelle erreicht, als ihm der scharfe Ruf: „Halt, wer da?" entgegenscholl.

Der Aufseher Hilbert war sehr erfreut, als er Ablösung bekam, denn es fror ihn in dieser Höhe bei dem scharfen Winde weidlich; und er machte sich unverzüglich auf den Heimweg, nachdem er Helfert versichert hatte, daß keine Seele ihm in die Nähe gekommen sei, und er nichts Verdächtiges wahrgenommen habe.

Bald verhallten die Schritte des Heimeilenden, Oberaufseher Helfert war allein. Erst rieb er sich tüchtig die Hände, dann durchforschte er vorsichtig das Gelände. Es begann zu regnen. Aus den vereinzelten Tropfen wurde bald eine heftige Flut. Er flüchtete sich unter den Schutz dreier Tannen, die eng bei einander standen und unter denen ein großer, platter Stein lag, der mit Moos überzogen war. Helfert saß mit dem Rücken gegen den Baum, das Gesicht der Grenze zugekehrt. Die Melodie des Windes mischte sich in das eintönige Geriesel.

Eine halbe Stunde verrann — eine, schließlich zwei Stunden. Der Regen hörte auf, das Wasser hüpfte in unzähligen Rinnsalen thalwärts oder verbarg sich unter Moos und Tannenstreu. Der Wind blies noch immer und schüttelte die Tropfen von den Aesten, schleuderte auch ein paar Tannenzapfen herunter, daß es einen eigentümlichen Ton gab, wenn sie auf einen Stein prallten. Der Finanzer saß mit offenen Augen, dicht in den feuchten Mantel gehüllt. Allmählich riß in die schwarze Wolkenmasse, dort, wo sie die Berge zu berühren schien, eine helle Linie, die in seltsam geformten Zacken höher stieg, bis der Mond hindurchbrach und eine Welle silberschimmernden Lichtes über die einsame Berglandschaft flutete.

Der Oberaufseher träumte ein wenig. Darum ging ein leiser Schauer durch seine Glieder, als wenige Schritte vor ihm mit dumpfem Ton ein Tannenzapfen aus dem Geäst herunterkollerte und in einen kleinen Wassertümpel fiel, daß die Tropfen hellauf spritzten. Unwillkürlich fuhr er in die Höhe. Er reckte und streckte sich — da war es ihm, als höre er Geräusch von Tritten.

Der Wind konnte diesen Ton nicht verursacht haben, denn er war zu gleichmäßig. Helfert machte leise zwei Sätze unter den Tannen hervor und lugte scharf aus. Gerade zog eine Wolke über den Mond und tauchte die Landschaft ins Düstere. An hundert Schritte vor ihm, an einer Stelle, die vom Gesträuch entblößt war, huschten Gestalten, zwei oder drei, dahin.

„Halt!" scholl es dröhnend. Keine Antwort.

„Halt!" klang es wieder, und in mächtigen Sprüngen schnellte der Finanzer vorwärts. Noch einmal rief er es, dann blieb er stehen. Die Schmuggler, denn solche waren es wohl, liefen weiter, gebückt schlüpften sie über den gefährlich abfallenden Hang. Nur noch drei oder vier Schritte, und sie erreichten das Gebüsch.

Helfert zog sein Gewehr an die Wange. „Bleibt stehen oder ich schieße."

Da gab es ihm förmlich einen Schlag. Im Mondlichte, das einen Augenblick strahlte, konnte er das Profil des ersten Burschen, wiewohl es geschwärzt war, deutlich erkennen: diese Linie mit dem dunklen Bart, die Haltung des Kopfes, ein wenig nach rechts gebeugt — es war Thiel, der Bruder seiner Braut.

Eine Sekunde wirbelte es toll durch seinen Kopf, er stöhnte auf, dann riß er das Gewehr wieder herauf. Auf die schlanke Gestalt des zweiten Burschen hielt er den Lauf. Krachend dröhnte das Echo. Ein leiser Schrei schien Helfert ans Ohr geklungen zu sein, aber die beiden waren verschwunden.

Der Aufseher eilte vorwärts. Plötzlich stolperte er über eine Baumwurzel und stürzte so schwer mit dem Kopfe auf einen Stein, daß er besinnungslos liegen blieb.

Als er endlich wieder zu sich kam, stieg über den Bergen das Frührot empor. Der Wind schwieg, und ein warmer Regen sprühte nieder. Mit einem Gefühle, als ob er einen entsetzlichen Hieb über den Kopf erhalten hätte, stand Helfert langsam auf. Er trocknete sich das Gesicht ab, dann griff er nach dem Gewehre, das einige Schritte seitwärts lag. Eine Weile mußte er nachdenken, ehe ihm die Geschehnisse voll in Erinnerung kamen. Nun untersuchte er das ganze Gelände, aber er nahm keine Spur wahr, kein Zeichen, daß sein Schuß getroffen habe. Ein Gefühl der Erleichterung überkam ihn darob.

Es war gegen fünf Uhr morgens, als Oberaufseher Gily vom Thale emporstieg. Er erschrak, als er in das bleiche, verdüsterte Gesicht seines Genossen sah. „Was ist geschehen?" fragte er besorgt.

„Nichts Besonderes. Ich bin über eine Wurzel gestürzt. Es war stockfinster, als so gegen zwei Uhr ein Geräusch da in der Nähe mich aufschreckte. Ich wollte nachforschen, übersah in der Dunkelheit eine freiliegende Wurzel und stürzte hin. Geradezu Feuer gab's aus meinen Augen. — Jetzt möchte ich aber heim. Es ist gut, daß du gekommen bist, der Kopf brummt mir gewaltig."

Sie gaben sich die Hände, Gily dankte für die Freundlichkeit Helferts, dann stieg dieser thalwärts. Er ging langsamer, als er gekommen war, wiewohl jetzt die warmen Strahlen der Frühsonne auf den Bergen lagen und Milliarden glühender Tröpflein auf Baum und Gesträuch blinkten.

Als er Altdörfel in Sicht bekam, fingen eben die Glocken des Kirchleins zu läuten an. Schrill schienen sie dem Manne zu klingen, der mit gesenktem Kopfe heimwärts schritt. Je näher er dem Dorfe kam, desto rascher ging er, denn eine peinigende Unruhe erfaßte ihn, die sein Herz zu raschen Schlägen trieb. Geradezu erschreckt blieb er stehen, als er auf dem schmalen, hellen Streifen, der sich ins Dorf hineinzog, auf der Landstraße, die allbekannte grüne Kalesche des Arztes aus dem nächsten Städtchen dem Orte zurollen sah.

Todmüde sank er im Zollwachthause auf sein Bett. Als eine Viertelstunde später schwere Tritte neben ihm erschollen, wußte er, noch ehe er die brennenden Augen öffnete, daß es der alte Thiel war. Der Bauer war erdfahl, um Jahre schien er gealtert. „Wenn Sie kommen wollten,“ sagte er, ohne Gruß, mit rauher, klangloser Stimme. Dann wandte er sich zum Fortgehen.

Auf dem Fußsteige schritten die beiden schweigend dahin. Der Oberaufseher sagte nur: „Ich konnt' nicht anders, es war meine Pflicht.“

Der Alte stöhnte. Als der Oberaufseher die zusammengebrochene Gestalt des Bauern ansah, stieg das Mitleid heiß in ihm auf. Der Schmuggler, der jetzt im Sterben lag, oder vielleicht schon tot war, war doch Loisis Bruder gewesen — ein junges Blut, und wenn auch mit manchem Fehler behaftet, er blieb doch der Bruder. Und Loisi hatte über Adolf nie Klage geführt. —

Nun schritten sie durch das Vorhaus, der Alte klinkte die Thür auf — da warf es Helfert förmlich zurück, als von einem Stuhl vor dem großen, gelben Tische Adolf aufstand; bleicher und abgehetzter als sonst, aber frisch, mit gesunden Gliedern. Ein heißer Strom ergoß sich jählings in Helferts Schläfen, als wollten sie bersten. Eine Ahnung furchtbarster Art befiel ihn.

Aber schon hatte der Bauer die Thür zur Kammer aufgestoßen, und Helfert taumelte hinein. Aus weißen Kissen sah ihm das bleiche Gesicht Loisis entgegen. Die Wangen schienen die eines Kindes, so schmal und durchsichtig waren sie. Die Augen blickten furchtsam und zärtlich auf den erschütterten Geliebten, der sein zuckendes Antlitz in den zitternden Händen barg, die ihm Loisi entgegenstreckte. Mit glühenden Küssen bedeckte er die Finger; er weinte nicht, nur tief auf stöhnte er, wie wenn die Kugel in seiner eigenen Brust brenne.

„Verzeih mir, du Einziger,“ bat sie. „Für unsere Hochzeit war's . . . Ich hatt' es dem Himmel zugeschworen, nur diesmal noch — — aber wir hätten betteln gehen müssen — — du weißt nicht, wie arm wir sind!“

Er sagte nichts, er küßte ihre Hände voll unendlicher Ehrfurcht, aber als sie dann langsam die Hand auf die Brust legte, wo ein rötlicher Fleck das weiße Hemd färbte, da schrie er laut auf. — — —

An dem Tage, da Loisi Thiel unter Beteiligung der ganzen Dorfbewohnerschaft zu Grabe getragen wurde, verschwand Oberaufseher Helfert aus Altdörfel. Ein paar Jungen hatten ihn gesehen, wie er aufwärts in die Berge stieg. Er war fortan verschollen.

Humoristisches.

Empfehlenswert.

Käufer: Ist der Hund auch treu?
Hundehändler: Na, ich sage Ihnen, der teilt seinen letzten Knochen mit Ihnen!

Tröstlich.

Schnarcht denn Ihr Mann immer so?
— Bloß wenn er schläft.

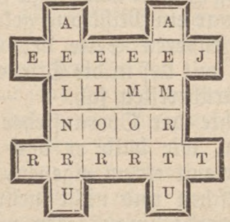
Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 28:
Ein gut Gericht schmeckt dann am besten, wenn man's verzehrt mit lieben Gästen.

Homogramm.



Die in obiger Figur eingetragenen Buchstaben sollen so geordnet werden, daß ein Homogramm entsteht, in dem die sich entsprechenden wage- und senkrechten Reihen gleich lauten. Diese Wörter nennen:

1) Ein Dichter ist's von köstlichem Humor,
2) Als Grenzgebirge ragt es hoch empor,
3) In Südeuropa strömt's dahin als Fluß,
4) Als edle Frucht verspeist man's mit Genuß.

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Silben-Rätsels in Nr. 28:
Malaga (Alma, Gala, Lama).

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.